

Auch Firmen können künstlerische Hobbies haben. So die Ancien Etablissements d'Ieteren Frères in Brüssel, die neben dem Autoimport aus Europa und Amerika noch etwas anderes tun: Sie entdecken junge Talente auf dem Gebiet des Chansons. Sie lassen ihre Beauftragten ein Jahr lang durch die Städte reisen, um in Veranstaltungen des Liedes Talente aufzustöbern. Zu Ostern ziehen sie die Besten heran und geben ihnen auf einer großen Bühne Gelegenheit, sich zu präsentieren. Aus 24 Bewerbern wählt das Publikum vier aus (sie bekommen ein Auto als garnicht zu verachtende Ermunterung); vier wählt eine Jury, und am nächsten Tage bestimmt eine Super-Jury den absoluten Sieger. Auch er bekommt ein Auto (schon etwas luxuriöser), und gerät vertraglich in die begehrten Fänge einer Radiostation und einer Schallplattenfirma. Obwohl die Propaganda fürs Wägelchen dabei aus den Ärmeln gurgelt, hat die seit fünf Jahren betriebene Talentsuche einen großen Interessentenkreis. Bisher wurden 170 000 Besucher gezählt.

Zunächst ist hier ein Mißverständnis zu klären. In Deutschland versteht man unter „Variété“ die Künste der Artistik im weitesten Sinne. Sie werden von Jongleuren, Zauberern, Dresseuren, Schlangentänzern, Pyramidenbauern, Feuer- und Schwertschluckern, Äquilibristen und Clowns ausgeübt. Diese Artisten stammten aus dem Zirkus, sie drangen aber auch in feste Theater ein, wie die Scala in Berlin oder das ehemalige Apollo in Düsseldorf. Man sprach dann von Variététheatern. Das Variety-„Organ“ ist heute noch ihr Sprecher.

Die Stifter dieser Veranstaltung in Ostende, D'Ieteren Frères aus Brüssel, verstehen unter dem „Großen Internationalen Variétépreis“ die Ausscheidung und Prämierung von Sängern sentimentaler oder harter Chansons, die bei Veranstaltungen in den Städten durch die Gunst des Publikums ermittelt werden.

Man hatte im Ostender Finale für Belgien zwölf Bewerber (für Flämisch und Wallonisch je sechs), für Holland sechs und auch für Frankreich sechs herausgefiltert. Sie mußten sich dem Publikum im Kursaal am Meer vorstellen und bekamen Preise, die zu Buch schlugen.

Die zwei Dutzend Bewerber, teils noch halbe Kinder, gleichen, im weitläufigen Atrium des Ostender Kursaals, einem aufgeregten Bienenschwarm. Seit es Radio, Fernsehen und Schallplatte gibt, bietet sich der Jugend aller Länder so etwas wie ein gefundenes Fressen. Oft, allzuoft und allzufrüh stolpert so ein junges Ding wie durch Zufall eine Treppe hinauf, die sich als die materiellen Erfolgs entpuppt, ohne daß die künstlerische Leistung dem auch nur im mindesten entspräche. Es ist möglich, daß ein naives Publikum sich in einen Stimm-Kickser verliebt, also in einem lebenswürdigen Fehler, und auf Grund dessen seine Gunst verschenkt. Es

## Eine Autofirma wirbt mit Chansons

# Claudine Claude, eine neue Piaf?

Ostende, Ensor und Pariser Timbre

Von Hans Scharwächter

klatscht und der Applaudimeter verzeichnet zig Phon — Grund für den Veranstalter, den Versager zu „lancieren“.

Es versteht sich, daß zuweilen ein Köhner dabei ist. Er arbeitet an sich, nimmt die Sache ernst und wird zu einem Sternchen in der Milchstraße des Erfolgs. Ganz selten taucht auch ein Fixstern auf. Die übrigen sind Meteoriten, die aufglänzen und im Dunkel verschwinden.

Dabei ist zu bedenken, daß gleich im Keim ein Verhängnis steckt. Keine dieser Stimmen erreicht das Publikum als Naturprodukt, sie ist stets „verpackt“. Seit es den Verstärker gibt, weiß kein Hörer mehr, was an einer Stimme

„wahr“ ist, und seit es die Stereophonie gibt, wird alles mehr oder weniger in Lärm verwandelt, denn wo gäbe es den Tonmann der noch das pianissimo kennt, und den Tontechniker, der seine 5 oder 15 Kanäle so zu synchronisieren vermöchte, daß man an jedem Ort des Saales nur das „Original“, und ohne Nach- oder Doppelhall, vernimmt. Auch in Ostende wurde so manche Stimme zum Carusoton aufgemöbelt. Tontechniker tun es nun mal nicht unter X-Phon. Als wir den Direktor des Casinos darauf aufmerksam machten, sagt er, er habe die Techniker gewarnt, sie seien aber der Meinung, sie verständen mehr davon als er. Wahrscheinlich stummt sich das Gehör des Professionals langsam ab wie das des Piloten. Ist es ein Trost zu wissen, daß selbst die Dynamiker der Tonkunst, die Dirigenten, die Kanalisation nicht mehr verschmähen?

Welche Wohltat dagegen ein Abend ohne Autos in Ostende. Und welche Wonne, nichts mehr zu hören außer dem heranrollenden Meer. Weit um sich eine Promenade zu haben, die den Fußgänger wieder zum König macht.

Ein schmalbrüstiges Haus steht in der Altstadt. Es ist viereinhalb Meter breit. Im Parterre ein Schaufenster mit herabgelassenen Jalousien, rechts eine verrammelte Ladentür, links die Haustür Nummer 27. Im blinden Schaufenster bizarre Muscheln, ein Froschleib mit Froschkind am Busen, Chinoiserien. Porzellantrophäen, Masken, endlich Zeichnungen und Fotos James Ensors. Er ist der bedeutendste belgische Maler zweier Jahrhunderte, lebte von 1860 bis 1949, die Hälfte seines Lebens verbrachte er in diesem Hause.

James Ensor, Enkel eines Engländers, doch als Belgier in Ostende geboren, wurde zum Baron erhoben, nachdem er bis zur Jahrhundertwende um seine Anerkennung gekämpft hatte. Im guten Zimmer des zweiten Stocks kann man die Atmosphäre nachfühlen, denn alle Gegenstände hier, bis zur Tapete, die gut erhalten ist, künden vom Geschmack des Künstlers. Da ist das Klavier, an dem er ein Ballett komponierte, das in Ensor'schen Kostümen und Dekors getanzt wurde. Da ist auch eine Hausorgel, die er pedaltretend spielte, sowie eine Flöte.

Auf dem Tisch ruht unter einem Glassturz die Totenmaske. Die in Gips gegossenen Hände lassen sein Wesen besser begreifen. Ensor war ein schöner Mann, ein Dandy, der die Menschen höllisch häßlich darstellte und wie ein Kardinal des späten Barock mit dem Tode spielte. Er hatte so wenig Furcht vor dem Tode, daß er ihn in seiner knöchernen, ja seiner Verwesungsgestalt bejahte. Da hängt eine winzige Radierung (10 zu 10 cm), die ihn wie einen Halb-gott zeigt, daneben das gleiche Blatt, in dem der Totenschädel durchschimmert.

Unter dem Dach ist das Atelier. Die Stufen hinauf nimmt man im Spiegelschritt, denn ein drei Meter hoher schmaler Spiegel wiederholt die menschliche Gestalt im schluchtigen Treppenhaus. Gespenstisch — das Wort kommt einem mehr als einmal auf die Lippen, und doch steckt in all dem nichts Erschreckliches. Man hat Ensors Malpinsel aufbewahrt. Dick haftet die Tubenmischung darauf. Ein Tuch zum Pinselabstreichen wiederholt seine Farben. Fotos zeigen den Künstler bei der Arbeit, eingekleidet von Erinnerungsstücken und Fotos. Ein Leben im Wust, umhagen von asiatischen Kostbarkeiten und westlichen und östlichen Masken; der Schirm hat einen Elfenbeinknopf mit

mehr mehr als einem Dutzend geschnitzten Grimmassen.

\*

Grimassen waren dann am Abend zu sehen. Der Theatersaal des Casinos ist besetzt. Da blieb keiner der Sessel frei. Das war bei den Ausscheidungen zum „Großen Internationalen Variétépreis“ schon so. Nachdem die acht Sieger feststehen, tagt dann — nach erneutem Vorsingen — die Super-Jury. Sie ermitteln den „absoluten“ Sieger.

Die Acht singen, versuchen es als Tänzer, sie legen alles hinein, sind zuweilen linkisch, oder auch schon ein wenig abgebrüht, denn man nennt sie Amateure oder Halb-Profis, und was kommt schließlich heraus: die Kleinste von allen, eine dunkle Französin mit Schwarzhaar-verhangenem Gesicht, bleich gepudert. Augen unterstrichen, lange Arme, ein — man möchte sagen „kurzes“ Mädchen — nicht gerade geschickt angezogen, oder ist sie auf Hilflosigkeit dressiert?

Doch die Stimme ist es. Sie hat genau den Timbre, den eine Pariser Chansonneuse braucht. Drin ist Sehnsucht, Abschied im Beginn, Erde vom Seineufer, frühe Erfahrung. Der übliche Zwang zur Liebeserklärung an Paris. Solche Stimmen werden von Paris noch sprechen, wenn es schon Staub ist.

\*

Ein paradoxer Fall: der Publikumsapplausometer hatte Nein zu Claudine Claude gesagt, die Jury aber tat sie wieder in den Topf des Glücks.

Von den Mit-Sangesschwestern geschmäht, schenkt man dem Aschenbrödel einen Pokal (oh diese Pokale!), eine Plastik und einen hohen Behälter, schiebt die Kehlen-Prinzessin dann zu einem anderen Behälter, in dem man fahren kann, einen 1500er VW. Fahren kann sie zu Radio Luxemburg und zu Philips, den Vertrag in der Hand ...

Die Prinzessin geht beim Nacht-Champagner-Cocktail noch als Aschenbrödel umher, läßt ihr kleines Bukett nicht aus der Hand, schreibt aber bereits das erste Autogramm. Ob sie schon einen Führerschein hat? Die Welt des Chansons ist um eine Pariserin reicher. Vielleicht bekommt sie den Kosenamen Clauclau. Jetzt sollte sie arbeiten.